

# Raus aus dem Schrank und rein in die Straßen

Peter Hedenström

*Peter Hedenström, geboren 1948, aufgewachsen in der Provinz, Anfang der 70er (abgebrochenes) Studium der Germanistik und Publizistik in Westberlin, dann Kellner, Mitbegründer der Homosexuellen Aktion Westberlin, Verleger (Verlag rosa Winkel), Reisender und Buchhändler (Mitbegründer von Buchhandlung Prinz Eisenherz), hält es seit 40 Jahren immer noch an der Seite seines Lebenskampfgefährten im jetzigen Berlin aus.*

Schwieriger Einstieg. Sexuelles Porträt? Da muss ich ausholen. Zu Lüneburg, in der 1000-jährigen Heidestadt, in der ich aufgewachsen bin und Abitur gemacht habe, fällt mir bei Sexualität nicht viel ein, nur soviel: Circa eine Autostunde entfernt liegt Hamburg, und dort, zusammen mit einem guten Freund, fängt dann auch zumindest in Ansätzen etwas Sexuelles an: Zusammen fahren wir an einem Samstagabend nach Hamburg (ich muss so 17, 18 sein) – eingeladen von einem befreundeten Geschwisterpaar, das uns eine ganz spezielle Bar dort zeigen wollte. Noch unsicher, was mich erwartet, wird die Tür, nach Klingeln an der Einlasskontrolle und ein paar Stufen abwärts, geöffnet und (das erkenne ich auf Anhieb): Hier bin ich zu Hause! Meine erste Schwulenbar! Das KC – irgendwo in der Nähe der Reeperbahn. Dort lerne ich auch meinen ersten, etwas älteren und erfahreneren Mann kennen (zu dem ich – sporadisch – auch noch heute Kontakt habe). Aber dann ständig von Lüneburg nach Hamburg zu gondeln, ist zu aufwendig, und nach der Entscheidung für den Beginn eines Volkswirtschaftsstudiums in Göttingen (»Wer nichts wird, wird Wirt!«) läuft etwas schief. Der Freund geht nach Berlin und ich sitze in Göttingen und sehe dort einmal wehmütig einem Schwulen hinterher, der sich zwar nach mir umdreht, aber auf einem Fahrrad sitzt und vorbeiradelt. Das kann nicht alles sein. Eine Fahrt nach Frankfurt zu einem Konzert der Supremes (Motown ist meine Musik!) endet damit, dass sie am Abend nicht auftreten können – sie sitzen wegen Nebels in London fest, somit ist das Konzert auf den nächsten Abend verschoben und ich gehe betrübt durch Frankfurts Straßen und werde von Schaufenster zu Schaufenster von jemandem verfolgt, aber ich bin viel zu schüchtern, um diese Situation auszunutzen und

mich in ein – sexuelles – Abenteuer zu stürzen. So bleibt dann nur, einmal im Monat nach Berlin zu fahren und den Freund zu besuchen. Der kennt sich mittlerweile ein wenig aus.

Da ich das Studium in Göttingen nicht wirklich für mich nutze, die Entscheidung: Wenn du sowieso einmal im Monat in Berlin bist, dann kannst du auch gleich dort, nach Studienwechsel zu Germanistik und Publizistik, weitermachen, und du sparst dir das ständige Trampen. Da ich kaum Geld habe, fallen Bus oder Bahn weg, und somit ging es meistens per Anhalter los. Zu der Zeit ist das Trampen allgemein üblich – länger als eine halbe Stunde habe ich nie an der Autobahnauffahrt gewartet – heute wohl kaum mehr zu verwirklichen! Der Traum war dann oft, mal von einem Schwulen mitgenommen zu werden. Moment mal: Haben wir damals schon schwul gesagt? Das Wort war eher noch verpönt, hatte es doch etwas mit wirklichem Sex zu tun – und war das übliche Schimpfwort. Homosexuell war eher neutral, das konnte schon eher ausgesprochen werden.

Meine erste Bar in Westberlin, nachdem ich mich an der FU eingeschrieben und eine kleine, billige Wohnung nahe Innsbrucker Platz gefunden hatte, war das *Kleist Kasino (KC)*, sozusagen das Schwesterlokal vom Hamburger *KC*. Und gleich bei meinem ersten Besuch, ich fasse es nicht: die Musik: *Temptations* – also Motown, also meine – neue – Heimat! Soulmusik war auch in meiner Schule nicht angesagt – da war eher Beat gefragt! Gegenüber dem *KC* das *Trocadero*, etwas weniger chic, etwas billiger, aber auch mit Tanzfläche und Engtanz. Das *Troca* (neben dem *BiBaBo* in der Pfalzburger Straße, mit ganz winziger, runder Tanzfläche) wird das zweite Zuhause – hier lerne ich dann auch einen Kreis von Gleichgesinnten kennen, der mich über Jahre hinweg begleiten wird (und umgekehrt). Noch heute, wenn ich mit dem Bus vorbeifahre, denke ich manchmal wehmütig an den »Tuntenwechsel« vom *KC* ins *Troca*. Später dann direkt neben dem *Troca* an der Ecke die kleine Fickbar, den Namen habe ich vergessen. Hier werden zum ersten Mal Pornofilme gezeigt – noch mit richtigen Filmrollen auf einem Projektor (das Surren ist noch in meinem Kopf). Gleich ums Eck (und das gibt es heute noch) *Leydicke*. Einmal die Woche (ich glaube, es war der Donnerstag) erst Treff bei *Leydicke* mit sehr viel Obstwein (und gerne auch anschließendem Kotzen in dunkler Ecke) und dann Wechsel ins *Troca* – und dort bis in den frühen Morgen. Berlin kannte ja im Gegensatz zu Westdeutschland keine Sperrstunde. Tanzen (es gab damals schon einen DJ, bei dem man Wünsche anmelden konnte, die er dann in seiner Plattensammlung herausuchte), erst getrennt, vereinzelt,

aber dann, wenn die Musik langsamer wurde, die Frage: Tanze ich jetzt eng oder trennt man sich? Das war dann der entscheidende Moment! In der Früh dann entweder zum Wittenbergplatz auf die Klappe (heute eine Pizzeria) oder zur Bülowklappe direkt unter der U-Bahnstation (die zu der Zeit keine Station war, sondern erst nach dem Mauerfall und intensivem Staubwischen wieder geöffnet wurde). Zwischen dieser Station und dem Nollendorffplatz gab es oben auf dem Gleis einen Flohmarkt. Jahre später sollten wir an der Straße den ersten schwulen Buchladen Deutschlands, den *Prinz Eisenherz Buchladen für Schwule und andere Männer* eröffnen.

Dann im *Arsenal* in der Fuggerstraße die Aufführung des Films *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* und die ersten Diskussionen im Anschluss (mein Kreis aus dem *Troca* war natürlich dabei), die zur Gründung der HAW führten. Das war eine wirkliche Erlösung – nach unendlichen Diskussionen über eine Grundsatzklärung (*An der Seite der Arbeiterklasse ...*) wurde in der Dennewitzstraße (das Haus ist heute abgerissen) eine ganze Fabriketage (durch Vermittlung von Rosa von Praunheim, dessen Wohnung und Atelier sich ein Geschoss darunter befand) zu unserem neuen Wohnzimmer, und ich war erlöst von der Frage, wie und wo ich mich in der FU bei den Germanisten politisch einordnen wollte oder sollte (zur Auswahl standen die KPD-nahe Rote Zelle Germanistik oder die SEW-nahe Aktionsgemeinschaft von Demokraten und Sozialisten). Das Studium der Germanistik und Publizistik wurde immer nebensächlicher, das Engagement in der HAW an der Seite des Freundeskreises nahm meine ganze Zeit in Anspruch. Aktionen am Kurfürstendamm, Treffen mit westdeutschen Gruppen jeweils zu Pfingsten, Demos an der Seite der Arbeiterklasse zum 1. Mai im Schwulenblock. Jetzt waren wir keine Homosexuellen mehr, sondern Schwule, die aber im *Troca* Hausverbot bekamen, da ja der Film dazu aufgerufen hatte, die Bars und Clubs zu verlassen, auf die Straße zu gehen und nichtkommerzielle Treffpunkte zu gründen: »Out of the Closets – Into the Streets« war der aus den USA vernommene Schlachtruf. Leider gab es da einen kleinen, aber doch entscheidenden Übersetzungsfehler: statt »Raus aus den Toiletten (der Sub, den Klappen) und raus auf die Straße« hätte es heißen müssen »Raus aus dem Schrank (das heißt dem heimlichen Versteck) und raus auf die Straße« – war doch der heute weltweit gefeierte CSD (Christopher Street Day) gerade eine Verteidigung der schwulen Subkultur als ein uns gehörender Raum, sozusagen einem Safe Space. Und so trafen wir uns dann auch fast heimlich nach Diskussionen und Offenen Abenden im

*SchwuZ* anschließend wieder in der Sub – Sex unter Freunden oder Genossen war zwar angedacht und/oder ausprobiert worden, aber es lockten dann doch das *BiBaBo*, die *S-Bahn-Quelle* (ein wirklich legendärer Ort in der kurzen Passage zwischen Bleibtreustraße und Savignyplatz) oder *Elli* in Kreuzberg (ebenfalls ein legendärer Ort – wie die *S-Bahn-Quelle* legendär deshalb, weil dort das Publikum total gemischt war – Schwule jeden Alters, Lesben, Transen, Leder, Tunten: Eben nicht nur ein studentischer oder, wie es hieß »Schickimicki-Ort«). Vielleicht verirrte sich solch ein Publikum zwar auch mal dorthin, um Touristen zu zeigen, was und wie das »richtige« Berlin ist (sozusagen *Zille sein Milljöh*), und um mal »die Sau rauszulassen«. Die Sau rauszulassen war dann aber erst so richtig möglich, als die erste Lederbar mit Keller aufmachte: die *Knolle* in der Bundesallee. Zögerlich erst, aber dann doch immer häufiger traf man spät nachts dort ein, trotz der von Einigen vehement vorgebrachten Kritik und Protestaktionen, da man dort im dunklen Keller nicht reden durfte, da sonst die Anonymität, die ja eigentlich gerade den Reiz der Örtlichkeit ausmachte, nicht gewährt war. Außerdem auch hier das in vielen Kontaktanzeigen auch heute noch in Abwandlung zu findende »Tunten zwecklos«. Die Klappen waren ebenfalls – neben den beliebten Parks und dem Grunewald – ausgiebiger Treffpunkt – mit unterschiedlicher Klientel: am Ernst-Reuter-Platz eher studentisch, am Wittenbergplatz gemischt; Leder im Volkspark ... Das Angebot war vielfältig und über die Stadt verteilt. Im Jahr 2017 versuchte eine Ausstellung im Schwulen Museum etwas von dieser Klappenkultur aufzuzeigen. Diese Kultur gibt es nicht mehr – dafür dürfen wir jetzt heiraten.

Um aus der Anonymität herauszukommen (fast überall war der Einlass nur nach dem Klingeln an der Eingangstür und dem Öffnen des kleinen Gucklochs und der damit stattfindenden Einlasskontrolle möglich), wurde von zwei HAW-Mitgliedern in der Hauptstraße das *Andere Ufer* aufgemacht – nicht nur keine Kontrolle am Eingang in das Café, nein, sogar große offene Fensterscheiben, die Einblicke auf das Treiben im Inneren gewährten. Zum ersten Mal war damit eine wirkliche Öffnung nach Außen gegeben, getreu dem Motto »Mach Dein Schwulsein öffentlich« – und nicht nur auf Demos, in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Uni, sondern auch da, wo wir feiern, uns treffen, wo wir eigentlich privat sind. Aber auch das ging nicht ohne Gegenargumente ab (diesmal sogar mit einem Steinwurf als »Argument«: Da wagen es doch zwei, sich mit Errungenschaften der Bewegung privat zu bereichern, statt das als Kollektiv zu machen).

Noch heute (als *Neues Ufer*) wird von David Bowie und Anhang, die dort verkehrten, geraunt ...

Zwei Ereignisse in der HAW (die als zu intellektuell, als Studentenkreis, angesehen wurde, weshalb von Einigen in Konkurrenz eine AHA, Allgemeine Homosexuelle Arbeitsgemeinschaft, gegründet wurde, aus der dann sogar ein Abzweig, die AHAA, Allgemeine Homosexuelle Arbeiter Arbeitsgemeinschaft, hervorging), bleiben unter vielen anderen im Gedächtnis: Nach langen Diskussionen wurde beschlossen, dass alle, die im Familienkreis noch nichts von ihrem Schwulsein (ja – die Bezeichnung »homosexuell« wurde jetzt, obwohl noch im Namen der Gruppe enthalten, durch das eindeutige »schwul« ersetzt, und damit dem Schimpfwort die Spitze abgebrochen) erzählt hatten, für ein Wochenende in ihren jeweiligen Heimatort fahren sollten/mussten, um es den Eltern, der Familie zu erzählen, um dort also ihr Coming-out zu haben. Ich gehörte zu diesen Auserwählten. Am Freitag also nach Lüneburg, und am Sonntagabend in letzter Minute dann die Eröffnung den Eltern gegenüber. Von der damaligen schwulen Hamburger Theatergruppe *Brühwarm* gibt es in meiner Erinnerung einen Song oder zumindest eine Liedzeile »Wie sag ichs meinen Eltern«. Und das zweite Ereignis: Ein Plenum wurde damit zugebracht, dass sich alle einen Frauennamen geben sollten/mussten/durften. Und auch da gehörte ich zu den Auserwählten. Aus »die Hedenström« wurde »Gesine Mehl«. Und hier fällt mir noch etwas Drittes ein, um das damalige Gefühl zu erklären, das heute wohl unvorstellbar ist: Die HAW war in verschiedene Arbeitsgruppen aufgeteilt, die im Turnus einen Samstagabend (*Der Offene Abend*) gestalten durften/konnten/mussten. Unsere Gruppe (die an einem großartigen Theoriepapier arbeitete mit dem Titel »Zur Frage, warum Schwule unterdrückt werden«), gestaltete den Abend mit großartiger Musik (natürlich Motown u. a.). Als dann aber gegen Mitternacht die Stimmung am besten war, wurde die Musik ausgemacht und die Frage in den Raum gestellt: Was machen wir hier eigentlich? Warum und wie feiern wir? Das traf nicht unbedingt auf die erhoffte Resonanz ...

Aus der Uni wurde ich inzwischen ausgemustert, was mich nicht sonderlich schmerzte – allerdings hieß das auch, den Unterhalt selbst verdienen zu müssen, da das Elternhaus die monatliche Unterstützung eingestellt hatte. Das *Café Lila* am Kreuzberg bot sich an – der erste Kellnerjob meines Lebens (und dort als Gast saß auch eines Abends ein freundlicher, gleichaltriger junger Mann, der auch heute, nach über 40 Jahren, immer noch an meiner Seite ist). Das *Café Lila* war ein neu eröffnetes Schwulencafé,

das sich der alternativen Szene zurechnete. Das Alternative wurde immer mehr zum Alltag: Nach all den K- und anderen hierarchisch geführten linken Gruppen bildete sich die Spontiszene heraus. Zeitungen (*radikal*, *info BUG*, ...), Kneipen, Frauen-, Kinderbuchhandlungen, Verlage (*Karin Kramer*, *merve*, ...), Filme, Galerien, Treffpunkte – immer mehr Versuche, sich aus den bürgerlich-kapitalistischen Zusammenhängen auszuklinken, überzogen wie ein dichtes Netz die Stadt. Gab es irgendwo einen Grund zu demonstrieren (Chile, Hausbesetzungen, ...), war es ausgemacht, sich bei *Kranzler* zu treffen und zu sehen/hören, ob eine Spontandemo angesagt wäre. Dann gab es von der HAW einen Info- und Büchertisch in der TU-Mensa – inmitten der zahlreichen studentischen Gruppen und Initiativen – das Informationsbedürfnis schien grenzenlos. Aus diesem Büchertisch entwickelte sich dann auch der Verlag rosa Winkel (benannt nach dem Zeichen der Schwulen, das sie im Dritten Reich im KZ tragen mussten und das nach eingehenden Diskussionen in der Öffentlichkeit getragen werden sollte, um sich zu solidarisieren mit den Tunten und dem Motto zu folgen »Mach Dein Schwulsein öffentlich«) und später der Buchladen *Prinz Eisenherz*. TUNIX war der große Kongress am Beginn der Spontibewegung – auch Gruppen der HAW beteiligten sich an diesem in der TU europaweit organisierten Treffen alternativer Initiativen, Gruppen und Persönlichkeiten. *Brot und Rosen*, eine in Berlin aktive Frauengruppe, organisierte ebenfalls einen Kongress, an dem unsere HAW-Gruppe teilnehmen durfte. All diese Ereignisse mögen mir jetzt zeitlich vielleicht etwas durcheinandergeraten – sie zeigen aber, dass es einen längeren Zeitraum gab, in dem eine ungewohnte Stimmung herrschte, für die neben den und trotz der unterschiedlichsten Strömungen, Meinungen und Auseinandersetzungen doch eines für alle galt: Aufbruch und Veränderungswillen. Dieser Wille zu Veränderung fragte erst mal unter anderem nicht nach finanzieller Absicherung, so nach dem Motto »Kann das gut gehen?«, sondern sagte: »Wir machen das jetzt!«. Hätte (nur als ein Beispiel) sich die die Gründung der *taz* (nach Tunix) die finanzielle Frage gestellt, würde es sie heute nicht geben. Hätten die ersten Schwulendemos nach finanzieller Absicherung gefragt, wären wir nicht auf die Straße gegangen. Hätten wir nicht gesagt: »Wir machen das jetzt!«, wären Verlag und Buchladen niemals gegründet worden. Ein zweiter Punkt war ebenso wichtig: Stichwort Vernetzung. Da gab es zum Beispiel den VLB, den Verband des linken Buchhandels, in dem sich alle sich als links verstehenden westdeutschen Buchhandlungen zusammentaten: So war es klar, dass sich linke Verlage

darauf verlassen konnten, dass ihre Bücher auch dort überall ausliegen würden. Die schwulen Buchläden, die sich in mehreren Städten gegründet hatten, tauschten sich untereinander aus und erstellten einen gemeinsamen Katalog. Natürlich gab es heftige Auseinandersetzungen (im *Prinz Eisenherz* haben wir das am eigenen Leibe erfahren müssen, und so mancher Frauenbuchladen ebenfalls). Nicht alles war Friede, Freude, Eierkuchen: Am heftigsten waren wohl die Diskussionen und Auseinandersetzungen in den überall entstehenden Wohngemeinschaften – trotzdem: Diese Zeit hat zwar viel Kraft gekostet, aber auch Kraft gebracht, und bis heute hat sich davon so einiges erhalten!

Wie ein Paukenschlag dann – zumindest für die schwule Szene – kam Aids. Und Berlin mit seiner freien Subkultur traf es besonders hart – aber auch da zeigte sich schon ziemlich schnell ein Gefühl und Verhalten der Solidarität: Die Aidshilfe wurde gegründet, die *Siegessäule*, Berlins queeres Stadtmagazin – ursprünglich mitgedacht auch als kontinuierliches Informationsblatt zu Aids – entstand. Auf die Mehrheit der Gesellschaft war kein Verlass, so war Selbsthilfe gefragt (und das gilt bis auf den heutigen Tag!).

